

Unterhaltungs-Beilage

Fräuling 333

ROMAN VON
CARAI-ARVAY

Copyright by Georg Müller, München.

[17

Zweiter Teil.

14.

Der Tiger und der Sperling.

„Ihre Papiere sind in Ordnung“, konstatierte Notar Mangold und schob mehrere stark abgegriffene Dokumente in ein längliches Kubert zurück. „Wenn es Ihnen recht ist, will ich nunmehr das Testament Ihres verstorbenen Herrn Vaters vorlesen.“

Er läutete, nannte dem eintretenden Bureauvorsteher eine Aktennummer, setzte sich dann zurecht und betrachtete interessiert das junge Mädchen an der Seite Summersets, die so dürrtüg gekleidete Erbin eines scheinend großen Besitzes.

„Ihr Leben dürfte sich jetzt sehr ändern. Wie lange sind Sie schon in Berlin.“

„Seit gestern abend,“ antwortete die Kleine. „Ja, mir ist alles noch sehr ungewohnt. Ich habe mein ganzes Leben in Köslin verbracht, und Köslin ist eine sehr kleine Stadt, aber das weiß ich erst, seitdem ich Berlin gesehen habe.“

Der Notar ergriff lächelnd die Akten, die der Bureauvorsteher ihm reichte und dachte: Einem so kleinen Mädchen fällt ein so großes Glück in den Schoß. Wenn es einem bestimmt ist, kann man in Köslin sitzen, und das Glück findet einen trotzdem.

„Sobiel ich weiß,“ sagte er, „hat Herr Forest Sie erst kurz vor seinem Tode als seine Tochter agnosziert. Ein Zufall... ein merkwürdiger Zufall!“

Er konnte sehr geschwätzig sein, der Herr Notar Mangold, wenn wohlhabende Klienten vor ihm saßen. Er konnte seine Stimme modulieren, konnte sein Herz in seine Stimme legen, je nach dem Grade der Wohlhabenheit, die er bei seinen Besuchern vermutete. In diesem Falle sprach er so wohlhabend und gütig wie ein Vater.

Summerset wurde ungeduldig.

„Es war wirklich ein Zufall,“ sagte er rasch und zungenfertig.

Herr Forest hatte in Köslin eine Autopanne. Ich befand mich in seiner Gesellschaft. Eine Schar von kleinen Mädchen kam an uns vorbei, beauftragt von Fräulein Forest. Wir fragten nach der nächsten Autogarage. Plötzlich blidte Herr Forest auf das Medaillon, das am Halse des Fräuleins hing. Er fragte sie nach ihrem Namen und Alter, fragte, ob sie eine Mutter habe. Er wünschte Genaueres über ihre Herkunft zu erfahren und beauftragte mich, Nachforschungen anzustellen, deren Resultat ihn dazu bestimmte, Fräulein Forest als seine Tochter anzuerkennen.“ Herr Summersets Gesicht verdüsterte sich: „Leider verunglückte er, und so wurde seine Absicht erst durch das Testament verwirklicht.“

Notar Mangold sagte bewegt:

„Durch das Medaillon hat er seine Tochter erkannt! Wie im Film... Darf ich das Medaillon sehen?“

Fräulein Lilly Forest löste das Medaillon von ihrem Halse und reichte es dem Notar.

Ergriffen betrachtete Mangold das Bild.

„Ihre Mutter war eine sehr schöne Frau gewesen sein, nach diesem Bilde zu schließen, das allerdings schon ein wenig verbläht ist.“

Summerset puzte ein Stäubchen von seinem Ärmel.

„Sie war sicher eine sehr schöne Frau, sonst hätte Forest ihr nicht das Medaillon geschenkt. Aber wie gesagt, das Testament...“

Notar Mangold nahm die Akten auf und begann mit sanft verklärter Stimme zu lesen:

„Meine liebe Tochter Lilly!“

Ich schreibe hiermit meinen letzten Willen nieder für den Fall, daß es Gottes unerforschlicher Ratsschluß sei, mich von den

Lebenden abzugeben, bevor ich noch einen väterlichen Kuß auf Deine Stirne gedrückt habe. Wehmütig denke ich an Deine Mutter, jene hochsinnige, edle Frau, die still aus meinem Leben gegangen ist, als meine Zukunft, meine Karriere es erforderte. Wo sind die Stunden stillen Glücks, die ich mit ihr verlebte! Mein kalter Egoismus hat ihr gütiges Herz gebrochen. Es war ein grauer, trüber Herbstabend, da sie von dannen ging. Wie habe ich mich in späteren Jahren nach einer Kunde von ihr geseht. Sie blieb verborgen. Ich habe nichts mehr von ihr gehört. Gottes Wege sind wunderbar. Wie danke ich ihm, daß ich Dich, meine Tochter, wiedergefunden habe, und daß ich an Dir gutmachen kann, was ich an Deiner armen Mutter gesündigt habe.“

Die Stimme Mangolds hatte einen singenden Tonfall angenommen. Lilly kämpfte wider ihre Tränen nieder. Auch Summerset nahm das Monokel, das anscheinend feucht von Tränen war, aus dem Auge und wischte sich gerührt mit einem Taschentuche ab.

„Darum, meine liebe Tochter, vermale ich Dir meinen ganzen Besitz. Verwalte ihn würdig im Sinne Deines Dich liebenden Vaters. Sei zuverlässig und treu!“

Als Deinen Vormund bis zum Tage Deiner Volljährigkeit bestimme ich meinen guten Freund Summerset. Vertraue seinen Ratsschlägen. Ich habe ihn geprüft, und er hat sich meines Vertrauens würdig erwiesen.“

Mangold hielt inne und blickte auf, denn Summerset hatte sich erhoben und ergriff die Hand Lillys.

„Ich werde mein Möglichstes tun,“ sagte er feierlich, „mich des Vertrauens meines so früh dahingegangenen Freundes würdig zu erweisen.“ Dann nahm er wieder auf seinem Lehnstuhl Platz, zog seine Tabatiere, entnahm ihr mit vor Führung zitternden Händen eine Zigarette. „Danke,“ sagte er schmerzzerfüllt, als Mangold ihm Feuer reichte. Der Notar las weiter:

„Und nun, meine geliebte Tochter! Höre nach meinen letzten Willen. Die Menschen sind schlecht. Viele verbergen ihr wahres Gesicht hinter einer angenehmen Maske. Ich scheid ruhig aus dem Leben, denn ich habe Dir einen Gatten bestimmt, mit dem Du glücklich werden wirst. Es ist Francis Pitts aus Seattle, ein wackerer Mann, frohen Gemütes, dem ich ruhigen Gewissens meine Tochter anvertraue. Sei ihm eine liebende Gattin, ein treues Weib, teile mit ihm Sorgen und Freuden. Solltest Du Dich meinem letzten Willen widersetzen, was ich, meine geliebte Tochter, nicht annehme, dann möge Summerset entscheiden, was mit dem Erbe, dessen Du in diesem Fall verlustig gehst, zu geschehen hat. Doch ich bin überzeugt, daß Du Dich meinem letzten Willen fügen wirst.“

Ich drücke einen väterlichen Kuß auf Deine Stirn und flehe Gottes Segen auf Dich herab. Dein Vater Philipp Georg Hubert Forest.“

Mangold hatte seine Vorlesung beendet und schloß die Akten. „Das Testament ist genau nach den Vorschriften des Gesetzes von zwei Zeugen und vom deutlichen Konjul im Geuß unterzeichnet. Wie Sie aus seinem Inhalt ersehen haben, ist es nur ein bedingtes. Doch hoffe ich, daß Sie den letzten Willen Ihres Vaters erfüllen werden.“

„Ja,“ sagte Lilly und widerholte seine Worte. „Ich werde den letzten Willen meines Vaters erfüllen.“

Einige Minuten später standen Lilly und Summerset auf der Straße.

Das wird eine vortreffliche Komödie werden, dachte Summerset, und betrachtete lächelnd das Mädchen an seiner Seite. Mr. Pitts und die Kleine: der Tiger und der Sperling. Die Sache klappt vortrefflich.

Sie kamen an einem Friseurladen vorbei.

„Es ist schade um Ihr schönes Haar, Fräulein Forest,“ sagte Summerfet, „aber Sie müssen eine moderne Frisur tragen!“ Sie betrat den Laden und Lilly ließ die langwierige Prozedur des Haarschnittes über sich übergehen, während Summerfet sich eingehend mit der Lektüre des „Junggesellen“ befaßte. Nach einer Stunde wurde er in die Kabine gerufen. Der Friseur war sehr stolz auf sein Werk. Summerfet betrachtete Lilly überrascht.

Donnerweiter! Wer hätte das gedacht . . . Die Kleine war nicht wiederguerkennen!

Er half Lilly in den Mantel und tat dies mit einer gewissen Ritterlichkeit, die er beim Betreten des Geschäftes, unter dem Eindruck der provinziellen Erscheinung seiner Begleiterin, hatte vermissen lassen.

Ihr nächster Weg führte sie in den Modesalon „Carla“. Madame Carla betrachtete kritisch die Kleine und sagte dann lächelnd zu Summerfet:

„Wohl eine Novize, die eingekleidet werden soll? Ich habe einige reizende Modelle aus Paris hereinbekommen. Wir werden die Kleine von Kopf bis zu Fuß ausstatten müssen.“

Summerfet nickte und Madame Carla führte Lilly in die Ankleidekabine, überließ sie dort den Händen der Directrice.

„Die Kleine hat eine entzückende Gestalt. Sie werden erstaunt sein, Herr Summerfet.“ Und auf den tiefen Ausschnitt des Kleides deutend, das sie dem Schaufenster entnommen hatte, sagte sie: „Ganz nach Ihrem Geschmack.“

Summerfet betrachtete sich im Spiegel und überzeugte sich davon, daß seine Frisur in tadellosester Ordnung war.

„Ja,“ sagte er trocken, „der Ausschnitt muß sehr tief sein.“

Lilly trat aus der Kabine. Madame Carla faßte sie bei der Hand und führte sie Summerfet vor. Lilly trug ein silbernes Profatkleid, das an den Schultern von zwei dünnen Spangen gehalten wurde. Er betrachtete fasziniert dieses entzückende Figürchen. Und plötzlich wurde ihm der Gedanke unangenehm, daß auch die Augen anderer Männer mit demselben Entzücken auf diesen Armen, auf diesen Schultern, diesem Nacken ruhen könnten.

„Das Kleid ist sehr hübsch, Madame Carla, aber es ist zu kurz, der Rückenausschnitt ist zu tief, das Decolleté ist unmöglich, Madame Carla . . .“

Madame Carla war fassungslos.

Nach wenigen Minuten hatte Lilly ein anderes Kleid angelegt. Summerfet wendete das Monokel ins Auge, betrachtete die Kleine gedankenvoll und sagte:

„Madame Carla, auch das Kleid ist unmöglich . . . Viel zu sehr dekolléiert.“

Endlich war die Wahl getroffen. Die gekauften Kleider waren so bezeugt gehalten, daß selbst Lilly ihre Freude daran hatte. Auf der Straße bestätigten die Blicke der Vorübergehenden, daß Lilly nunmehr zu den Frauen zählte, von denen man Notiz nimmt . . .

Ein kleines Schmuckstück fehlt der Kleinen noch, dachte Summerfet. Das steht aber nicht in Mr. Pitts' Programm . . .

Trotzdem blieb er vor einem Juwelenladen stehen und musterte das Schaufenster. Ich werde ihr eine Kette kaufen, dachte er, selbst wenn es auf meine Kosten geht. Eigentlich ist mir der Gedanke unerträglich: Mr. Pitts und diese herzige Kleine. Der Tiger und der Sperling! Ich muß mit Pitts reden, daß er mir die Kleine überläßt. Er muß es tun! Denn schließlich habe ich ihm doch geholfen, diesen unbequemen Forest aus dem Wege zu räumen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Teppich

Humoreske von Georg Persich.

„Du meinst also, wir müßten ernstlich daran denken, uns einen neuen Teppich anzuschaffen?“

„Das meine ich schon längst, aber Du bist ja immer dagegen gewesen.“

„Bitte, sagte der Professor, grundsätzlich war ich nie dagegen, nur wegen der besonderen Umstände.“

„Aber nun das Loch darin ist, siehst Du wohl selbst ein, daß es so nicht weitergehen kann.“

„Das Loch könnte man stopfen lassen. Ich will aber zu geben —“

„Daß das Stopfen sehr unpraktisch wäre. Denn wie lange würde es dauern, dann wäre eine andere Stelle durchgetreten. Schließlich gibt es noch ein Unglück, wenn jemand mit dem Fuß darin hängen bleibt und fällt.“

„Ich bin schon zweimal darin hängen geblieben,“ versicherte Lolo, die Tochter.

„Daran werden Deine spitzigen Absätze schuld sein,“ bemerkte der Vater.

„Aber man wird unseres schadhaften Teppichs wegen keine neuen Stiefelmoden einführen,“ erwiderte die Mama. „Und wenn Damen zu Besuch kommen, kann ich sie nicht bitten, ihre Schuhe vor der Tür auszugiehen.“

„Nein, das kannst Du nicht, und wir werden in der Tat nicht umhin können — oder man müßte den alten Teppich entfernen und nicht wieder ersetzen. Vom gesundheitlichen Standpunkte aus — — —“

„Vom gesundheitlichen Standpunkte aus könnte man auch die Gardinen von den Fenstern nehmen, könnte man ohne Kleider herumlaufen, weil alle Stoffe Staub- und Bazillenfänger sind. Aber weißt Du, was die Leute sagen werden? Professors können sich nicht mal mehr einen Teppich kaufen, mit denen muß es Matthäi am Besten sein!“

„Ich habe doch bereits erklärt, daß ich grundsätzlich nicht dagegen bin,“ lenkte der Gatte wieder ein. „Ich werde die Sache mit dem Kollegen Niemeyer besprechen.“

„Was hat denn Dein Kollege Niemeyer damit zu tun?“

„Er war wegen seiner Sprachstudien längere Zeit im Orient und kann am besten urteilen, welche Teppichsorte die haltbarste und schönste ist.“

Die Frau Professor starrte ihren Mann mit offenem Munde an. Endlich fand sie die Sprache wieder. „Wißt Du etwa einen echten Teppich kaufen? Und den haltbarsten und schönsten? Der würde ja Tausende kosten!“

„Tausende? Das wäre freilich zu viel für unsere Verhältnisse. Aber Niemeyer könnte trotzdem mitgehen und uns beim Auswählen unterstützen.“

„Nicht nötig! antwortete die Gattin, und sie schien um einige Zoll zu wachsen. „Um es Dir nur zu sagen: Der Teppich ist schon ausgesucht und gekauft.“

„Wer hat ihn gekauft?“

„Ich und Lolo natürlich! Heute wird er uns zugeschickt werden. Es ist kein orientalisches, aber er kann sich sehen lassen. Das wird auch Niemeyer finden, der uns ja bald besuchen wird.“

„Hast Du ihn eingeladen —?“

„Nein. Zunächst wird sein Sohn kommen, der junge Doktor.“

„Er hat sich doch schon vorgestellt!“

„Er will — nun, er will um Lolo's Hand anhalten.“

Jetzt war der Professor sprachlos. Sein Blick suchte die Tochter.

Lolo hatte glührote Wangen.

„Um — da brauchte er wohl nichts mehr zu fragen.“

„Ja, wir werden auch für Lolo's Aussteuer Teppiche kaufen müssen,“ sagte die Frau Professor, und mütterliche Freude glänzte aus ihren Augen.

Der Gatte konnte dem raschen Gang der Ereignisse noch immer nicht recht folgen. „Dann können wir doch,“ meinte er nach längerem Nachdenken und zeigte auf den alten durchlöcherigen Teppich, „diesen hier für die Aussteuer verwenden.“

„Aber Mann!“

„Niemeyer erzählte, daß die orientalischen Fürsten sich zum Beweise ihrer Hochachtung Teppiche schenken, die Jahrhunderte alt seien.“

„Gut,“ sagte die Gattin, „so werden wir unser altes Brachstück dem Herrn Professor Niemeyer zum Beweise unserer Hochachtung schenken. Aber wir wollen damit bis nach der Verlobung warten. Sonst möchte am Ende nichts daraus werden.“

— Der Lehrstuhl Noethes. Wie wir hören, schweben wegen der Besetzung von Gustav Noethes Lehrstuhl an der Berliner Universität Verhandlungen mit Prof. Friedrich Panzer, dem Vertreter der germanischen Philologie und derzeitigen Rektor an der Universität Heidelberg. Panzer, 1870 zu Uch in Böhmen geboren, ist eine erste Autorität auf dem Gebiet der Volksdichtung, namentlich der Sage, und der damit zusammenhängenden mittelalterlichen Epik. Er steht an der Spitze des Deutschen Sesselbundes; die wissenschaftlich grundlegende Ausgabe des Dichters rührt von ihm her.

— 15. Deutsches Bachfest. Das Programm des 15. Deutschen Bachfestes, das die Neue Bach-Gesellschaft vom 28. bis 31. Mai in München veranstaltet, bringt u. a. einige wenig bekannte Werke Bachs; so das Drama per musica, „Die Wahl des Hercules“, und die Natwachtantate „Preise, Jerusalem, den Herrn“. In der Kammermusikveranstaltung wird das C-Dur-Konzert für drei Cembali und Streichorchester in der Originalbesetzung zur Ausführung kommen. In dieser Form dürfte das Werk wohl kaum je gehört worden sein, wie auf dem 15. Deutschen Bachfest überhaupt die alten Instrumente — Viola d'amore, Viola da gamba, Violine (1), Oboe d'amore, Laute — in selten anzutreffendem Umfange vertreten sein werden.

Kulturpolitik?

Die gefährdete Staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik.
Man hat leider im nachhomerischen Preußen mehr als einmal die Feststellung machen müssen, daß unser Kultusministerium nicht gerade eine kulturfördernde Politik betreibt. Mannigfache Beispiele ließen sich hierfür aus dem Gebiete der Schule, Universität und Kirche anführen, und leider scheint die Zahl derartiger Fälle noch nicht erschöpft zu sein.

So führt man neuerdings einen Schlag gegen unsere Kirchen- und Schulmusik. Man will diese beiden, durch jahrhundertelange geschichtliche und kulturelle Ueberlieferung unlöslich miteinander verbundenen Begriffe trennen. Dies wird äußerlich dadurch in die Erscheinung treten, daß man die seit über 100 Jahren bestehende bewährte Staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik, auf der Tausende von Musikstudierenden und Volksschullehrern ihre Ausbildung erhalten haben, zerschlägt.

Warum? Herr Leo Keestenberg, Referent im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, führt in seiner Schrift „Musikzerziehung und Musikpflege“ folgenden Satz als Grund für die Maßnahme an: „Für diese dem kirchlichen Kult dienenden Institute zu sorgen, wird Pflicht der Kirchengemeinden sein müssen, zumal weite Kreise unseres Volkes es ablehnen, für diese Zwecke staatliche Mittel zur Verfügung zu stellen.“

Der wahre Grund ist nur zu deutlich zu erkennen — es ist die allgemeine, absolut kirchenfeindliche Einstellung gewisser politischer Kreise, die aus den Worten des Herrn Leo Keestenberg spricht.

Rechnen es denn wirklich weite Kreise des deutschen Volkes ab, staatliche Mittel für die Kirche und ihre Einrichtungen zu bewilligen? Sind sie nicht vielmehr auch gern bereit, persönliche Mittel zur Verfügung zu stellen, wie z. B. die immer mehr und mehr zurückgehende Kirchenaustrittsbewegung ganz unverkennbar beweist?

Nein, evangelische und katholische Kreise treten mit aller Kraft und Entschiedenheit ganz besonders für die Pflege der Kirchenmusik ein. Denn sie sehen in unserer auf Materialismus, Neuberlichkeiten und leichte Vergnügungen eingestellten Zeit mit Recht in der musica sacra einen wesentlichen Bildungsfaktor für unsere Jugend, und zwar in kultureller und ethischer Beziehung. Ganz abgesehen davon, daß auch moralische und rechtliche Bindungen für den preussischen Staat bestehen, der Pflege der Kirchenmusik eine materielle Grundlage zu geben. In Thüringen ist man in dieser Hinsicht ein- und weitestgehend; hier ist u. a. von der zuständigen Stelle mit allem Nachdruck die kirchenmusikalische Ausbildung der Volksschullehrer auf den Pädagogischen Akademien gefordert worden.

Ja, und heißt es nicht auch in einer Denkschrift des preussischen Kultusministeriums, daß „die künftige Volksschullehrerbildung in der Musik nicht unter das Niveau der Seminararbeitsbildung sinken, sondern es erheblich übersteigen soll“?

Was wäre aber die unausbleibliche Folge einer Zerschlagung der genannten Akademie? Der preussische Volksschullehrer hätte aufgehört, Schul- und Kirchenmusiker in einer Person zu sein! Denn es würde sich in den meisten Fällen schon aus wirtschaftlichen Gründen verbieten, einem achtmehrmaligen Schulmusikstudium ein besonderes kirchenmusikalisches Hochschulstudium folgen zu lassen.

Die Dorf- und Kleinstadtgemeinden aber hätten keine Organisten mehr! Denn diese Aemter hauptamtlich zu besetzen, wäre aus finanziellen Gründen kaum möglich. Und weiterhin fehlten in den kleinen Städten und vor allem auf dem Lande geeignete Dirigenten der mannigfachen Gesangsvereine — eine Tätigkeit, die unbedingt eine schul- und kirchenmusikalische Ausbildung voraussetzt.

In der Tat: schwerste kulturelle, ja nationale Schäden von ganz unübersehbarer Tragweite würde eine Umstellung der Preussischen Akademie für Kirchen- und Schulmusik im unmittelbaren Gefolge haben.

Es ist daher durchaus verständlich, ja es ist eine im deutschen Volks- und Kulturinteresse gebotene Notwendigkeit, daß gegen diese Zerschlagungsarbeit gewisser Kreise auf das schärfste Front gemacht wird. So haben sich denn auch schon in allerjüngster Zeit für die Wahrung des selbständigen Charakters der genannten Akademie sowie für ihren bewährten Leiter, Professor Thiel, u. a. der Rheinische Provinzialverband in Düsseldorf sowie der Provinzialverein Westfalen des Verbandes akademisch gebildeter Musiklehrer in dringenden Eingaben an das Kultusministerium eingesetzt. Die Frage, die ja schließlich die gesamte deutsche Musikkultur bewegt, hat ferner sehr eingehend die vorjährige Tagung für deutsche Orgelkunst in Freiburg beschäftigt.

Daß eine Gefährdung des alten bewährten Instituts besteht, hat auch der in der letzten Aprilwoche in Berlin abgehaltene Kongress für Kirchenmusik zweifelsfrei bestätigt.

Darum heißt es für alle Kreise in Deutschland, denen die allgemein-kulturelle, ferner die musikalische und ethische Aus- und Fortbildung unserer Jugend am Herzen liegt, auf der Hut zu sein, sorgfältig zu wachen über alle die gegen die Akademie für Kirchen- und Schulmusik gerichteten Bestrebungen und sie auf das entschiedenste abzuwehren!
Dr. S.

Beethovenfest der Stadt Halle

Chorfantasie — Neunte Sinfonie.

Die beiden Werke, die für den vierten Abend des Beethovenfestes angekündigt waren, sind schon seit langem in nahe Beziehung zueinander gesetzt worden. Früh schon gab man der Chorfantasie, in deren Klavierpartie Beethoven selbst als Pianist von der Dessenlichkeit endgültig Abschied nahm, den Interjektion „Neunte“. Aber von der Chorfantasie zur Neunten Sinfonie ist doch ein weiter Weg. Haben wir in der ersteren eine in freundlicher Lieblichkeit erstrahlende Schöpfung, die sich in der Form freier Variationen ausdrückt und eine Reihe anmutiger musikalischer Bilder hervorzaubert, so ist die „Neunte Sinfonie“ ein künstlerisches Bekenntnis, das in gewissem Sinne die Grundgedanken der „Missa solennis“ ergänzt. In ihr ringt sich, nach Bekkers schönen Worten, von Beethovens Sippen jener gewaltige, braufende Hymnus zum Preise der Nacht, die stärker ist als alle Schreden und Schmerzen des Menschenlebens.

Die „Fantasie“ birgt nicht gerade tiefe Probleme, die die Aufführung zu einer schweren Aufgabe machen. Immerhin will ihr liebenswürdiger Gehalt eine freundliche Pflege erfahren. Und diese Forderung wurde unter der umsichtigen Leitung von Professor Dr. Alfred Nahlwes in vollendeter Geniege getan. Chor, Solisten und Orchester ergänzten sich zu schönem Zusammenwirken. Der Pianist Hans Welsch fing etwas rauh an, fand sich aber immer mehr in die rechte Stimmung hinein. Noch mehr Lob hätte man ihm zubilligen können, wenn er sich um reichere Kontrastierung bemüht hätte.

An die geistige Mitarbeit und künstlerische Gestaltungskraft des Dirigenten erhebt die Neunte Sinfonie die höchsten Ansprüche. Nach dem Verlauf des „Fidelio“, der in allen Abschnitten so still- und durchdacht war, nach dem gediegenen Eindruck der großen Leonoren-Overtüre und der wunderbaren Einleitung zum zweiten Aufzuge konnte man von vornherein gewiß sein, daß Generalmusikdirektor Erich Wand sich auch Beethovens Sinfonie mit Erfolg und Gelingen annehmen würde. In der Tat wurde auch diese Erwartung im großen und ganzen nicht getäuscht. Mit aller erdenklichen Sorgfalt und Rücksicht auf die Eigenart war das berühmte Werk vorbereitet worden, so daß vielen Einzelheiten christliches Lob gesendet werden kann. Freilich, eine Gipfelleistung, wie der „Fidelio“ es war, kam nicht zustande, weil der große sinfonische Zug den ersten drei Sätzen mehr oder weniger fehlte und die Zeitmaße nicht immer glücklich getroffen wurden. Eine unverkennbare Mattigkeit des Ausdrucks trat gelegentlich zutage. Fortreißender Schwung zeichnete jedoch das mächtige Finale aus. Hier zwang Generalmusikdirektor Erich Wand allen Mitwirkenden feurige Begeisterung ab. Sehr aufmerksam folgte ihm sein prächtig erzogenes Orchester. Die von Professor Dr. Alfred Nahlwes vorbereiteten Chöre bewältigten glänzend ihren Anteil. Trefflich fand sich das Soliquartett — Käthe Kaboutz, Hilde Ellger, Kammerfänger Karl Erb und Kammerfänger Alfred Paulus — mit den Anforderungen des Leiters und des Werkes ab.

Generalmusikdirektor Erich Wand und allen seinen Künstlern wurden am Schluß mit Recht lebhafteste Guldigungen dargebracht. Kränze und Blumen gab es in Hülle und Fülle.

Prof. Dr. W. Kaiser.

— Ein unbekanntes Retterwerk Rubens. Der Bildnismaler Rubens ist in der Münchener Pinakothek mit dem großen Porträt eines Geistlichen vertreten, der in schwarzem Rod im Lebensstuhl sitzt, ein Buch im Arm. Das Bildnis gilt als das des Lizentiaten Hendrik van Thulden, der Pastor an der St. Georgskirche in Antwerpen war und im Alter von erst 37 Jahren im Herbst 1617 starb. Von diesem Bildnis ist jetzt ein Gegenstück aufgetaucht und in die Berliner Galerie van Diemen gelangt. Es stellt den Theologen in weissem Ornat, bei seinem geistlichen Dienste dar, in der Haltung des Petrus vor dem Kreuzigung. Prof. Dr. Georg Biermann, der den neuen Rubens jetzt im „Cicerone“ veröffentlicht, stellt es dem großartigen Porträt des Bischofs Puffendorf an die Seite, das eben aus dem Besitz des Kopenhagener Museums auf der Londoner Ausstellung belgischer Kunst war. Die kraftvolle Wahrhaftigkeit dieser Bildnisse des Rubens hat kaum ihresgleichen. Rubens malt das Weiß des Priestermantels als das beherrschende Mittelstück und stellt es zwischen das doppelt abgestimmte Rot des Vorhanges und des Tisches.

Ein Drama im D-Zug Paris-Berlin

Flucht vor dem Verehrer — Der Liebhaber erscheint im Zug — „Sie“ nimmt es ihm weiter nicht übel

Pariser Blätter berichten ausführlich über eine Revolberzene im Paris-Berliner Schnellzuge, die sich vor einigen Tagen auf der Strecke zwischen Köln und Düsseldorf zugetragen hat. Es handelt sich um die Tat eines leidenschaftlichen Verehrers der Tänzerin Suzy Veril, der die Geliebte zur Rückkehr nach Frankreich zwingen will.

Der temperamentvolle Liebhaber namens Rene Rolland, Besitzer einiger Weinberge in der Champagne, hatte bereits seit längerer Zeit der Tänzerin, als sie im Folies Bergere in Paris große Triumphe feierte

in einer Weise seine Verehrung bezeugt, die selbst in Paris Aufsehen erregte.

Er trat die Veril abends auf, so sah Rolland, den sie kaum dem Namen nach kannte, tollkühn in seiner Loge, wo er die ganze Nacht blieb. Nach jedem Auftreten sandte er der Tänzerin kostbare Blumen auf die Bühne. Er unternahm alles, um sie zu verhindern, daß sie Paris verließ. Er ließ sich die Angelegenheit viel Geld kosten. Als die Künstlerin vor einigen Monaten nach Amsterdam zu einem internationalen Tanzfest engagiert worden war, ließ Rolland auf die Amsterdamer Veranstalter einen Hagel von falschen Krankheits- und Absage-telegrammen los, so daß aus dem Engagement tatsächlich nichts wurde.

Als nun in den letzten Tagen des April die Veril plötzlich verschwunden war, glaubte man in Pariser Artistenkreisen, sie sei von ihrem hartnäckigen Verehrer entführt worden, zumal die Tänzerin früher schon einmal angedeutet hatte, daß Rolland sich mit einer solchen Absicht zu tragen schien. Die Unruhe der Bekannten der Tänzerin wich jedoch größtem Erstaunen, als man vernahm, daß zu gleicher Zeit auch ein preisgekrönter Mannequin und eine schöne Kreolin, die als Revuestar große Erfolge erzielt hatte, verschwunden waren. An eine solche Massenentführung glaubten selbst die Leichtgläubigsten nicht. Die Nachforschungen ergaben keinerlei stichhaltigen Grund für eine plötzliche Flucht der Veril. Ihre Schulden waren nicht bedeutend, sie hätte sie leicht mit ihrer bedeutenden Gage begleichen können. Man stellte aber fest, daß

die Tänzerin sich nach Deutschland begeben hatte,

und zwar hatte sie merkwürdigerweise ihren Paß nicht in Paris, sondern vom deutschen Konsulat in Marseille zur Einreise visieren lassen. Die daraufhin auftauchenden Gerüchte von einer Verschleppung durch Mädchenhändler nach Algier wurden aber widerlegt durch ein Telegramm der Veril aus Köln, das am 1. Mai bei einer Pariser Freundin der Künstlerin eintraf und in dem sie mitteilte, sie befände sich im Schnellzuge nach Berlin, habe ein Engagement in Deutschland und es gehe ihr ausgezeichnet. Das

Telegramm trug ferner noch die Namen des verschwundenen Mannequin und der Kreolin.

Wahrscheinlich würde das Telegramm anders gelaunt haben, wenn die Tänzerin es später auf einer der folgenden Stationen aufgegeben hätte. In Köln hatte nämlich, während die drei Damen jene Depesche aufgaben, der

Verehrer der Veril, Monsieur Rolland, das Abteil der Damen betreten und sich in einer Ecke niedergelassen.

Sein Gesicht war hinter dem hochgeschlagenen Kragen seines Regenmantels verborgen.

In glänzender Stimmung, fröhlich lachend und plaudernd, lehrte die Französin mit ihren Begleiterinnen wieder ins Abteil zurück und alle drei besprachen gerade vergnügt den gelungenen Streich, den die Tänzerin ihrem ausdauernden Liebhaber durch ihr Entweichen gespielt hatte, als Rolland den Kragen zurückschlug und mit vorgehaltenem Revolver der Veril zurief:

„Nehmen Sie sofort nach Paris zurück oder ich mache von dieser Waffe Gebrauch!“

Vor Staunen und Schreck waren die drei zunächst sprachlos, schnell gewann die Tänzerin jedoch ihre Geistesgegenwart zurück und stellte dem Manne ihre beiden Begleiterinnen vor. Er erhob sich höflich, um sich zu verbeugen. Als sich Rolland vorbeug, um der einen die Hand zu küssen, suchte ihm die Kreolin mutig die Waffe zu entreißen. In dem fahrenden Schnellzuge entspann sich nun ein erbitterter Kampf, in dessen Verlauf mehrere Schüsse losgingen, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Immer wieder brüllte der Franzose: „Fahren Sie mit mir zurück, Mademoiselle, oder ich schieße Sie tot!“ Das Getöse, Gerufe und der Schall der Schüsse riefen Passagiere und Schaffner herbei. Der ganze Zug geriet in Aufregung und sogar im Speisewagen ließ man alles stehen und liegen, um zu Hilfe zu eilen. Inzwischen hatten sich aber die drei Französinen selbst geholfen. Die Tänzerin hatte ihrem Verfolger, als er mit der Kreolin rang, mit ihrem Handkoffer mehrere Schläge auf den Kopf versetzt, und als nun noch drei Passagiere eingriffen

gab Rolland jeden Widerstand auf.

Im Hamm in Westfalen stieg der Direktor des Hamburger Varietees, wohin die drei durchgebrannten Französinen verpflichtet waren, in den Zug und begleitete sie bis Berlin. Auch Rolland mußte bis Berlin mitfahren, wo er zunächst zur Wache gebracht wurde. Die Tänzerin hatte Mitleid mit ihrem allzu stur mischen Verehrer und erklärte, daß sie sich nicht beleidigt und geschädigt fühle, worauf man den Franzosen wieder entließ. In Hamburg hat man besondere Vorkehrungen getroffen, um weiteren Taten Rollands vorzubeugen. Man befürchtet, daß er versuchen wird, die Tänzerin nach Paris zu entführen.

Die Feuersbrunst in den Dönhäuser Flughallen aufgeklärt

Bad Dönhäuser, 16. Mai. Die Ursachen des Brandes der Flughallen ist schnell aufgeklärt worden. Zwei von einer Autofahrt zurückkehrende Monteure begaben sich mit einer Stallaterne in die Hallen, um aus einem der Flugzeuge Benzin zu nehmen. Hierbei explodierte der Benzinbehälter des Flugzeuges, so daß die Halle in wenigen Augenblicken in Flammen stand.

Bankdirektor Kubnert aus der Haft entlassen. Entsprechend dem Antrag seiner Verteidiger wurde der wegen Anstiftung zur Aktienbeseitigung und Beamtenbestechung verhaftete Bankdirektor Kubnert in Berlin gestern gegen Stellung einer Kaution von 20000 Mark aus der Haft entlassen.

Durch einen Vogelhieb getötet. In dem Rastenburg benachbarten Rosenthal wurde am Sonntag bei einer Sportveranstaltung des „Arbeiterportvereins“ der Steinsekerlehrling Schönholz beim Vorgehen durch einen Schlag in die Herzgrube getötet.

Familientragödie in Graudenz. In Graudenz hat ein 47jähriger Mann mit Namen Miller seine ganze Familie, Ehefrau, Sohn und Tochter, durch Revolvergeschüsse getötet und dann Selbstmord verübt. Meinungsverschiedenheiten zwischen den Eheleuten sollen den Grund zur Tat bilden.

Zwölf Bergarbeiter verhaftet. Auf der Barbara-Grube in Karwin wurden Montag nachmittags zwölf Bergarbeiter verhaftet. Bis zum Abend wurden sieben Bergarbeiter als Leichen und einer in schwerverletztem Zustand geborgen.

Brand in einem erzbischöflichen Palais

Berlin, 16. Mai. Wie die Abendblätter aus Bukarest melden, vernichtete ein Großfeuer das Palais des Erzbischofs von Karlsburg (Siebenbürgen). Dabei sind neun Beamte, darunter zwei rumänische Popen, verbrannt, sieben andere wurden schwer verletzt. Der Materialschaden ist enorm, da sich in dem Palais große private Kunstsammlungen des Erzbischofs Graf Mailath und eine seltene Privatbibliothek befanden. Man vermutet, daß eine Frau, die durch die kirchlichen Behörden von ihrem Manne geschieden wurde, das Feuer angelegt hat.

30 Güterwagen durch Feuer zerstört. Auf dem Bahnhof Moischlesee bei Paris wurden etwa 30 vollbeladene Güterwagen vollständig und ein Güterschuppen zur Hälfte durch Feuer zerstört. Man nimmt an, daß glühende Kohlen, die von der Maschine eines vorbeifahrenden Zuges gefallen sind, den Brand verursacht haben. Der Sachschaden soll bedeutend sein.

Eine Million Rubel unterschlagen. Aus Leningrad wird gemeldet, daß im Marinekommissariat Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien. Die Ergebnisse der Untersuchung werden bisher streng geheim gehalten. Es handelt sich um Veruntreuungen von Staatsgeldern durch einige Angestellten des Marinekommissariates im Gesamtbetrag von über eine Million Rubel. Bisher sind 14 Personen verhaftet worden.

Ein Flugzeug gefunden. Die Funktion am Gumber erhielt einen Funkspruch des deutschen Dampfers „Mag Weidmann“, wonach dieser ein abgetriebenes Flugzeug wiedergefunden habe und seine Fahrt nach Kings Lynn fortsetze.